

Unverkäufliche Leseprobe

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.



REBEKKA FRANK

Das Echo der Gezeiten

Roman

 | KRÜGER

Inhaltshinweis:

Dieser Roman thematisiert Diskriminierung von Frauen im historischen Kontext, Gewalt gegen Frauen und Kinder sowie deren Folgen und die unbändige Kraft, die durch die Verbundenheit und den Zusammenhalt von Frauen entfaltet werden kann.



Erschienen bei FISCHER Krüger

© 2024 Rebekka Frank

© 2024 S. Fischer Verlag GmbH,

Hedderichstr. 114, D-60596 Frankfurt am Main

Die Nutzung unserer Werke für Text- und Data-Mining
im Sinne von § 44b UrhG behalten wir uns explizit vor.

Redaktion: Silke Reutler

Dieses Werk wurde vermittelt durch Dorothee Schmidt,
Literaturagentur Hille & Schmidt, 10405 Berlin.

Satz: Dörlemann Satz, Lemförde

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

ISBN 978-3-8105-3099-8

1. KAPITEL

September 1960



Tilla Puls grub die Zehen in den heißen Sand und sah hinaus aufs Meer. Endlich war der Moment gekommen, auf den sie jahrelang hingearbeitet hatte. Ruhig und dunkelblau lag der Ozean vor ihr, und sein sanftes Plätschern wiegte sie in Sicherheit. Sie durfte seiner Stimme nicht immer trauen, das wusste sie – das hatte sie auf die harte Tour lernen müssen. Und noch konnte sie umdrehen und wieder gehen. Doch wenn sie ehrlich war, war das für sie keine Option, noch nie eine gewesen. Heute würde sie sich dem Meer anvertrauen, komme, was wolle. Sie würde ihm seine uralten Geheimnisse entlocken.

In der einen Hand hielt sie ihre Taucherbrille. In der anderen das Atemgerät. Der Wind riss an ihren Haaren. Wenn das Mädchen, das Tilla noch vor fünf Jahren gewesen war, sie jetzt so sehen könnte – was würde es denken? Wäre es stolz? Hätte es Angst?

Angst wahrscheinlich nicht, überlegte sie. Die Angst war erst in letzter Zeit zu ihr gekommen. Vielleicht gehörte sie zum Erwachsen-sein dazu. Vielleicht sickerte sie zusammen mit dem an der Universität vermittelten Wissen in sie hinein. Und vielleicht könnte Tilla sie wieder loswerden – zumindest für einen Moment –, wenn sie endlich aufbrach, endlich unterging, endlich schwebte. So wie früher, als sie noch nicht wusste, welchen Preis ein Abenteuer hatte. Und welche Macht das Meer.

Fünf Jahre zuvor ...

September 1955

Tilla Puls verlagerte ihr Gewicht auf ein Bein und legte den Kopf schräg, so wie es Lotte Hass auf den Fotos in der *Brigitte* getan hatte. Seitdem Tilla den Artikel über die Taucherin gelesen hatte, war sie ihr größtes Idol. Zwar sagten viele, Tilla sähe aus wie Audrey Hepburn in *Ein Herz und eine Krone*, aber Tilla fand, dass sie sich irrten. Die Leute schauten einzig auf ihre dunklen Haare mit dem kurzen Pony. Sobald Tilla sie blond färben durfte, würde man ihre Ähnlichkeit mit Lotte nicht mehr übersehen können.

Tilla atmete den Duft des Meeres ein, während das Keuchen ihrer Freundinnen in ihrem Rücken lauter wurde.

»Mensch, Tilla!«, rief Hilde.

»Du bist viel zu schnell.« Auch Hannelore ächzte, und doch schwang in ihrer hohen Stimme ein klein wenig Bewunderung mit.

Tilla musste an die Worte ihrer Großmutter denken: »Das sind keine Freundinnen«, hatte sie gesagt, »das sind Bewunderer.«

»Quatsch, Oma. Und außerdem heißt das Fans.«

»Bitte, was?«

»Heutzutage nennt man das Fans.«

Ihre Großmutter hatte gegrinst. »So, so, die junge Dame hat also Fääänz.«

Tilla hatte seufzend den Kopf geschüttelt, doch sie wusste – von dieser Überzeugung konnte sie die alte Frieda Puls sowieso nicht wieder abbringen.

Hilde und Hannelore schlossen jetzt zu ihr auf. Beide trugen das gleiche Kleid wie Tilla. In der Taille war es mit einem Gürtel geschnürt, und sein Rocksaum flatterte in der Brise. In einer dramatischen Geste lehnte Hilde ihre erhitzte Stirn an Hannelores Schulter.

»Nun stellt euch mal nicht so an!« Der Satz rutschte Tilla einfach so raus, als würde ihre Mutter aus ihr sprechen. Augenblicklich schämte sie sich dafür und schob freundlicher hinterher: »Schaut doch, wie schön es hier heute ist!« Sie deutete in die Ferne, auf den Priel, der bis zum Deich brodelte, und die hölzerne Seebrücke, die über die Marschlandschaft weit hinaus zur gewaltigen Sandbank führte. Moderne Lampen bogen sich darüber, und vereinzelte Badegäste spazierten den Weg hinauf und hinunter. Am tiefblauen Himmel hing keine einzige Wolke. Man hätte meinen können, es wäre Sommer. Doch wer genau hinsah, bemerkte die Anzeichen des frühen Herbstes. Die hohe See in der Ferne war dunkel. Und dann war da noch die Brise. Sie zerrte und riss an ihnen, als wollte sie sie zurückhalten.

»Gehen wir weiter zur Brücke«, sagte Hannelore. Tilla antwortete mit einem Nicken und lief voran. Sie schlüpfte unter dem Geländer hindurch, betrat die hölzernen Planken und stemmte sich gegen den Wind.

»Hier ist kaum eine Menschenseele, Tilla!«, sagte Hilde, sobald sie aufgeschlossen hatte. »Hast du nicht behauptet, hier wäre mittlerweile alles voll von Typen?« Tilla spürte ein warmes Kribbeln im Bauch. Typ – ihre Lehrer missbilligten dieses neumodische Wort. In der Schule traute sich keine von ihnen, es zu benutzen. Doch hier draußen konnten sie es laut aussprechen.

»Am Strand sind bestimmt welche. Wir müssen nur noch ein Stückchen weitergehen.« Doch Tilla guckte ihre Freundinnen nicht an. Schon möglich, dass sie ein wenig übertrieben hatte und in Wahrheit eigentlich nur aus einem Grund herkommen wollte – sie war einfach gern am Meer. Typen hin oder her.

Um das Thema zu wechseln, hob sie im Gehen ihren Rock und betrachtete ihre neuen Strümpfe. »Sie machen tatsächlich ein schönes Bein.« Sie beugte sich kurz nach hinten, um die dunkle Naht auf der Mitte ihrer Waden zu begutachten.

Auch Hannelore schaute auf Tillas Waden. »Du hast ohnehin schöne Beine. Da brauchen die Strümpfe nicht viel zu machen.« Sie

seufzte. »Meine Mutter sagt, ich muss dringend mehr essen, wenn ich mal einen Mann abbekommen möchte.«

Tilla winkte ab. »Darüber würde ich mir an deiner Stelle überhaupt keine Gedanken machen.«

»Nicht?« Hilde zog die Augenbrauen hoch. »In der Zeitung schreiben sie immer wieder vom Frauenüberschuss. Vier von meinen Tanten sind alte Jungfern! Vier!«

Tilla zuckte mit den Schultern. »Wieso soll denn auch jede Frau einen Mann haben? Im Grunde gibt es doch wirklich Wichtigeres im Leben.«

Vollkommen entgeistert drehten Hilde und Hannelore die Köpfe. »Was zum Beispiel?«

Tilla wich ihren Blicken aus und schaute wieder in Richtung Horizont. *Zum Beispiel das Meer*, hätte sie gern gesagt. Sie musste an die Nordsee-Legende denken, die ihre Oma Frieda ihr von klein auf immer wieder erzählt hatte. Daran, welche Geschichten der Ozean verbarg. Und an all die Schätze, die ihre Oma bereits gefunden hatte. Montags, wenn das Pfahlbaurestaurant der Familie Puls geschlossen war, spazierte sie gern über den Strand und hielt Ausschau nach Treibgut. Schon als Kind hatte Tilla es geliebt, sie bei der Schatzsuche zu begleiten. Manchmal fanden sie uralte Tonscherben, Glasflaschen, hin und wieder sogar einen Silberring oder eine Brosche. Ihre Oma konnte zu jedem noch so kleinen Gegenstand die spannendste Geschichte erzählen. Und zurück im Restaurant arrangierte sie ihre Fundstücke auf den Fensterbänken und auf dem Tresen so liebevoll, als wäre das Gebäude auf den hohen Pfählen ein zauberhaftes Museum und keine Gaststätte.

Wenn Tilla sich ihre Zukunft ausmalte, dann hatte sie immer mit Omas Schätzen aus dem Meer zu tun. Mit den Rätseln, die sich unter der Wasseroberfläche verbargen. Und mit dem aufregenden Prickeln, das ihr die alten Geheimnisse über die Haut jagten. Doch bei der Vorstellung, ihren Freundinnen von diesen diffusen Träumen zu erzählen, wurde sie rot. Denn ihre Mutter hatte ihr nicht nur einmal erklärt, dass Schatzsuche kein Beruf wäre, sondern eine Spinnerei.

Sie wäre fast erwachsen und solle mit den Kindereien aufhören. Um abzulenken, antwortete Tilla, weiterhin den Blick auf den Horizont geheftet: »Erinnert ihr euch an Egon Rank?«

»Du meinst euren Stammgast aus Hessen?«

»Er ist Fotograf. Und er findet, ich hätte das Zeug zum Fotomodell.«

»Das hat er gesagt?« Hilde sah sie mit großen Augen an.

Tilla zuckte mit den Schultern. So recht wollte sie an seine Worte auch nicht glauben. »Wenn alle Stricke reißen, heirate ich einfach einen Amerikaner. In der Zeitung sucht immer einer nach einer deutschen Frau.«

Jetzt grinste Hilde. »Ja, weil sie denken, deutsche Frauen seien gute Hausfrauen. Tilla, du kannst ja vieles, aber das bist du nun wirklich nicht.«

»Aber vielleicht kann ich es werden!« Tilla griff in ihre Tasche und kramte eine kleine Flasche hervor. *Frauengold* stand in großen Lettern darauf.

»Hilft es?«, fragte Hannelore.

»Meine Mutter schwört jedenfalls darauf.« Tilla trank als Erste einen Schluck. Es schmeckte scharf und süß zugleich, es schüttelte sie. Und noch während sie das *Frauengold* an Hannelore weitergab, stieg bereits ein angenehmes Gefühl in ihr auf, weich und warm. Sie breitete die Arme aus, schwang die Hüften und spürte dem sanften Schwindel dieses Wundermittels nach. Genau so musste sich eine Dame fühlen.

Allmählich näherten sie sich der Sandbank, die genauso hellgelb war wie Tillas Rock. Dahinter glitzerte das Meer. An jedem Tag, zu jeder Stunde konnte die Nordsee eine andere sein. Mal schaumig, aufgebauscht und nah. Dann wieder ganz leise, flüsternd und weit in der Ferne. An warmen Sonnentagen funkelten die Wellen, als hätten sie sich fein gemacht. An regnerischen Tagen – und davon gab es zu dieser Jahreszeit viele – schienen sie matt und düster. Heute war es, als könnte sich das Meer nicht recht entscheiden.

»Wisst ihr, was mein Plan ist?«, fragte Hilde. »Ich werde Sekretä-

rin und angele mir den Chef. In der *Gabriele* gibt's eine Schritt-für-Schritt-Anleitung. Und dann ...«

»O nein ...«, unterbrach Tilla sie. Denn höchstens hundert Schritte entfernt sah sie zwei wohlbekannte Gestalten über die Sandbank laufen.

»Sind das nicht ...?« Hannelore war ihrem Blick anscheinend gefolgt.

»... mein Bruder und meine Oma.« Tilla schloss die Augen. »So ein Mist.« Die zwei wollten bestimmt aufs Meer rausfahren. Dabei war Frieda zu alt, um das Fischerboot allein zu lenken, und Nepomuk zu jung, um gewissenhaft zu helfen. Am liebsten wäre Tilla bei ihren Freundinnen geblieben. Doch das war jetzt nicht mehr möglich. Es war ihre Aufgabe, auf Nepomuk und Großmutter aufzupassen. Was, wenn ihnen etwas zustieß? Der Gedanke, ihre zwei liebsten Menschen auf dieser Welt könnten in Gefahr geraten, war ihr unerträglich. Tilla streifte sich die Schuhe ab. Den linken hielt sie Hannelore, den rechten Hilde hin.

»Aber Tilla! Du kannst doch nicht ...«, sagte Hannelore.

Doch Tilla rannte schon los. Unter ihren Füßen knirschte der Sand.

»Deine Nylonstrümpfe!«, rief ihr Hilde hinterher.

»Wo wollt ihr hin?«, fragte Tilla atemlos.

»Was glaubst du?« Großmutter setzte ein schiefes Grinsen auf und deutete mit dem Kinn auf Nepomuk.

»Heute ist so gutes Wetter, vielleicht können wir es von oben sehen!«, sagte der mit seiner kleinen Piepsstimme.

Sofort stahl sich ein Lächeln auf Tillas Gesicht. Das passierte immer, wenn sie ihren kleinen Bruder anschaute. Er war erst acht Jahre alt, feingliedrig, dennoch überraschend pausbäckig und alles in allem süßer als jeder Hundewelp. Wieso konnte allein der Anblick eines niedlichen Wesens einen so sanft stimmen, überlegte Tilla. Sie versuchte, dagegen anzuatmen. Nepomuk würde ihr auf der Nase herumtanzen, wenn er es bemerkte.

»Das haben wir schon oft genug probiert, Nepomuk.«

»Aber Oma hat gesagt, heute ist das Wetter *besonders* gut.«

Tilla verdrehte die Augen, so dass Wasser, Boot und Himmel in einem kurzen Augenblick eins waren. Eine blaugraue Unendlichkeit, die es nur am Meer geben konnte. »Aber ihr sollt doch nicht mehr zu zweit rausfahren!«

»Du kannst gern mitkommen.« Frieda wendete sich dem Boot zu, das hinter ihnen auf den Wellen schaukelte. Tilla liebte den hölzernen Kahn. Vor Jahrzehnten hatte ihr Großvater die Planken weiß-blau angemalt. Zwar war die Farbe schon an vielen Stellen abgeblättert, und das Holz hatte sich verzogen, doch genau das ließ dieses Boot mit dem windschiefen Steuerhäuschen so malerisch aussehen. Bei Ebbe lag es mitten im Watt. Doch bei einsetzender Flut konnte man leicht einsteigen – nur bis zu den Waden wurde man nass – und bald darauf losfahren.

»Was ist nun, Tilla Puls? Entweder du gehst zurück zu deinen Fääänz, und wir fahren allein. Oder du kommst mit«, sagte Frieda, während sie erstaunlich behände eine schmale Leiter hinaufkletterte. Nepomuk folgte ihr und warf Tilla oben angekommen ein glückliches Zahnlückenlächeln zu.

Die Sonne stand jetzt hoch am Himmel und knallte Tilla auf die Stirn. Schon nach wenigen Minuten im Wind war ihre Frisur hinüber. Sie sah auf ihre Füße und stellte fest, dass ihre neuen Nylonstrümpfe nicht nur dreckig und nass waren, sondern auch zerrissen. Und wenn schon, dachte Tilla. An Land musste sie sich vielleicht verhalten wie eine Dame, aber hier, auf den Wellen, war das nicht nötig. Und als sie das plötzlich begriff, löste sich etwas in ihr wie ein festverschnürtes Tau. Sie sog die Brise tief ein, genoss die kalten Wasserspritzer auf der Haut und die Vorstellung von der Tiefe des Meeres unter ihr.

Als sie so weit entfernt vom Strand waren, dass sie ihn mit bloßem Auge nicht mehr sehen konnten, schaltete Oma den Motor ab. »Wir sind da.«

Tilla sprang auf, um den Anker ins Wasser zu lassen. Nepomuk beugte sich tief über die Reling und starrte ins Meer. Ganz langsam lief er auf dem Boot einmal im Kreis.

»Ich hab's dir doch gesagt«, sagte Tilla, konnte sich aber nicht davon abhalten, ebenfalls auf die Wasseroberfläche zu schauen. Sie war rau und spiegelte tiefblau den Himmel. Hin und wieder huschte ein kleiner Schwarm Fische darunter hinweg.

»Man sieht gar nichts, Oma!«, sagte Nepomuk.

»Es ist wohl doch zu tief.« Frieda verzog entschuldigend das Gesicht. Dann streckte sie einen Arm aus. »In dieser Richtung liegt Pellworm. Und dort Nordstrand.«

Langsam ließ sie sich auf die Bank am Rand des Boots nieder.

»Früher bist du immer allein hier rausgefahren, oder?« Nepomuk zeigte aufs Wasser.

»Nicht immer.« Oma sah mit ihren hellen Augen an ihm vorbei. »Manchmal war mein Vater bei mir. Oder meine Schwester. Aber das ist alles so lange her ...«

Tilla musterte ihre Großmutter. Diesen sehnsüchtigen Tonfall schlug Frieda nur selten an. Die kleine Frau wirkte stets zäh und wetterfest, obwohl sie schon über siebzig war. Ihr Dutt saß fest an ihrem Hinterkopf, nur wenige weiße Strähnen hatten sich daraus gelöst und wirbelten um ihr vergnügtes Gesicht. Sie hatte Abertausende von kleinen Falten. Tilla stellte sich vor, dass jeder ihrer Lachanfälle eine von diesen Falten hinterlassen hatte. Und Lachanfälle hatte Oma täglich. Sie liebte Witze, klopfte sich gern auf die schlanken Oberschenkel und scherzte den lieben langen Tag mit jedem, auf den sie traf. Doch in diesem Moment war sie eigentümlich ernst.

»Das war, bevor ich euren Großvater geheiratet habe ... Danach bin ich nur noch selten zum Fischen rausgefahren.«

Tilla spürte ein Ziehen in der Brust. Was für eine Frau wäre ihre Großmutter wohl ohne die Ehe gewesen? Wasser spritzte über die Reling und Tilla ins Gesicht. Es war eiskalt. Natürlich, es war September. Oben in der Luft gab der Sommer eine letzte Zugabe, doch unten im Meer machte sich schon grollend und drohend der Winter breit.

Nepomuk wirbelte herum. »Ich will schwimmen! Können wir reinspringen, Oma? Nur kurz?«

»Auf gar keinen Fall«, sagte Tilla mit aller Autorität, die sie aufbringen konnte, bevor Frieda eine ihrer unvernünftigen Oma-Antworten geben konnte. Im Grunde war es Tilla ein Rätsel, wie ihr Vater Hansjörg seine Kindheit überlebt hatte. Frieda sagte nicht nur zu allem ja, sie hatte auch vor nichts Angst und machte sich fast nie Sorgen.

Mit verschmitztem Lächeln wendete sich Nepomuk jetzt an sie. »Oma, darf ich?«

»Deine Schwester hat recht, hier ist es zu gefährlich.«

Überrascht drehte sich Tilla zu ihr um. Sie hatte eine Hand auf das Eisengeländer der Reling gelegt, den Blick an ihren Enkelkindern vorbei aufs Meer gerichtet.

»Ich dachte, es ist nur eine Legende.« Tilla spürte, wie ihr Herz schneller schlug.

Oma wiegte den Kopf. »Unterschätze niemals eine Legende, Tilla Puls.« Ein eigentümliches Lächeln umspielte ihre Lippen. »Legenden haben Macht. Genau wie die Nordsee. Beide sind unberechenbar.«

»Erzählst du sie uns noch einmal?« Tilla spürte das vertraute Kribbeln unter ihrer Haut. Ihre Mutter war weit entfernt, sie konnte sie nicht ermahnen, die Kindereien sein zu lassen. Also würde Tilla ihr noch einmal genussvoll lauschen.

Großmutter lächelte erst sie, dann ihren Bruder an. »Genau hier, tief unter uns, liegt es. Ein fast vergessenes, uraltes Wrack.«

Nepomuk beugte sich über das Wasser und starrte konzentriert in das unergründliche Dunkelblau.

»Woher weißt du eigentlich, dass es hier liegt?«, fragte Tilla.

»Einmal Fischerin, immer Fischerin. Wir kennen sämtliche Schiffwracks an der nordfriesischen Küste. Wo die Krabbennetze zerfetzt heraufkommen, liegen Schiffe. Dieses hier soll aus einer anderen Zeit stammen. Schon meine Großeltern und deren Großeltern wussten, dass es hier lag. Man sagt, es wäre schon hier gewesen, als es das Watt noch gar nicht gegeben hat und die alte Insel

noch nicht versunken gewesen ist. Vor Hunderten von Jahren, als die Menschen eine andere Sprache sprachen, eine Sprache, die auch die Wellen verstanden, da haben Männer eine heilige Kirchenglocke gestohlen. Doch das Meer hat es gesehen. Es sieht alles, und es verzeiht nichts. In einem düsteren Oktober schickte es eine Flutwelle, so gewaltig, dass sie die alte Insel entzweiriss. Die Diebe flohen mitsamt der Glocke auf ein Schiff, um sich in einer anderen, neuen Welt vor ihrem Schicksal zu verstecken. Doch sobald sie auf hoher See waren, hat das Meer das Schiff mitsamt seinen Männern verschlungen. Nie wieder hat man von ihnen gehört. Nur die Glocke, die kann man bis heute hören. Jedes Jahr im Oktober läutet sie in der Tiefe. Und manchmal, wenn der Wind richtig steht, tragen die Wellen ihren Klang bis nach St. Peter ... «

Tilla und Nepomuk sahen einander an, lächelten und lauschten, wie sie es bei diesen Worten immer getan hatten, hörten auf das rastlose Flüstern, das ewige Murmeln und Rauschen der Wellen. Als Tilla ein kleines Kind gewesen war, hatte ihr diese Geschichte, die ihre Großmutter in schauerlichem Ton vortrug, noch Angst gemacht. Doch je älter Tilla wurde, desto aufregender fand sie sie. Wie es dort unten wohl aussah, auf dem Meeresgrund? Was wohl mit einem Schiff geschah, das sich nicht auf den Wellen, sondern darunter befand?

Wie gut das trübe Wasser der Nordsee seine Geheimnisse doch verbarg. Schon oft hatte Tilla ihren Vater danach gefragt. Er war Taucher, ganz ähnlich wie Lotte Hass. Nur dass er das Tauchen für den Krieg gelernt hatte, nicht für Spielfilme.

»Warst du schon einmal in der Nordsee?«, hatte sie ihn gefragt. Er hatte kurz mit dem Kopf geschüttelt. Sie sollte nicht weiterfragen, das hatte sie gespürt.

»Darf ich auch tauchen lernen?« Sie konnte es einfach nicht lassen. Doch er hatte nur die Hand gehoben und sie stehen lassen.

Wie gern würde sie mit ihrem Vater zu diesem Wrack hinuntertauchen. Mit Sicherheit könnte sie dort Schätze finden, die noch viel mehr Geschichten erzählten als Omas Treibgut. Wie gern würde sie

herausfinden, welche Wahrheiten sich hinter der alten Legende verbargen.

Eines Tages ..., dachte Tilla bei sich und genoss diesen verheißungsvollen Gedanken. Eines Tages würde sie dem Meer seine Geheimnisse entlocken.